

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage.

Gratisbeiblatt für unsere Abonnenten.

AK-9

(Nachdruck verboten).

Schicksalsfäden.

Roman von G. M. M.

(Schluß).

„Dann würde ich dich alle Tage besuchen“, scherzte er, „und wenn du wieder herauskämst, ein schönes Schloß auf einem hohen Berge bauen lassen, damit du dich dort über alle Tücke der Menschheit erhaben fühlen könntest. Und da würde ich mit dir wohnen, würde eine mustergiltige Forstwirtschaft betreiben und Opern schreiben und unendlich glücklich mit dir sein!“

Und als sie nun selbst in ein leises, erleichtertes Lachen ausbrach, da küßte er sie wieder und wieder, dann sagte er:

„Du weißt ja nicht, wie ich dich liebe, Kind!“ Jetzt übermannte ihn die gewaltsam zurückgedämmte Erregung. „Und wie die Schilderung deiner Leiden mir das Herz zerrissen hat! Du hattest recht, tausendmal recht, wenn du mich vor dieser Frau warntest. Wie hat sie es immer wieder versucht, dein liebes Bild vor mir zu entstellen! War ich denn nur mit Blindheit geschlagen, daß ich trotz meines fortwährenden heimlichen Argwohns gegen sie mich immer wieder von ihr anlocken ließ, wie von einer Sirene!“

Und ja — mein Herzblatt — um dich ganz beruhigen — auch die Geschichte von deinem vermeintlichen Jagdunfall ist eine nichtswürdige Erfindung. Der der Urheber meiner Verwundung war, wissen wir ja leider noch immer nicht, aber ganz ausgeschlossen ist die Möglichkeit, daß du mich getroffen haben könntest. Hättest du jemals mit deinem Vater ausführlich über diese Angelegenheit gesprochen, dann würdest du längst ohne jede Sorge sein. Leider ist meine Erinnerung an den Vorfall ja wie ausgelöscht. Nur daß weiß ich genau, daß ich mich an dem Südufer des Sees befand, ehe der Schuß mich traf. Unter der alten Siegeseiche, dort habe ich Nacht gemacht, um den Anblick der reizenden Walddröf zu genießen und dein Rädchen noch einmal zu betrachten. War es doch der Talisman, welcher mich wieder zu dir führte! Das ist meine letzte klare Erinnerung. Am Südufer des Sees sind gegen elf Uhr mehrere Schüsse gefallen, wie der in der Nähe wohnende Förster berichtete, und wahrscheinlich hat der Täter, um irre zu führen, mich selbst in die am Nordufer liegende kleine Waldhütte geschickt. Um Blutspuren zu vermeiden, hat man mich auch in kunstgerechtester Weise verbunden, ein Umstand, dem allein ich es verdanke, daß ich noch am Leben bin. Siehst du nun ein, Herz, daß du dich völlig grundlos geängstigt hast?“

„Ach ja!“ seufzte Rosemarie, und ein tiefes, heißes Glücksgefühl überwältigte sie. „Gott sei Dank!“

Ein Beifallsklatschen von nebenan verkündigte, daß der Vortag beendet war.

Hastig erhob sich Rosemarie.

„Daß mich nicht mehr in diesem Hause!“ flüsterte sie in angstvoller Bitte. „Nimm mich mit dir! Heut noch! Gleich! Bringe mich zu meinem Vater!“

„Natürlich!“ erwiderte er schnell. „Aber nicht heimlich! Mach dich zur Reise fertig, mein Liebling! Wir haben keine Rücksichten auf Frau von Schulzen zu nehmen, aber sie soll nicht sagen, daß du vor ihr geflohen bist. Ich werde ihr vor ihren Gästen erklären, daß wir den Entschluß gefaßt haben, mit dem nächsten Zuge abzureisen, und daß Fräulein Rothe uns begleiten wird. Nicht der Schatten eines häßlichen Vor-

wurfs soll auf dich fallen, und — sollten dem guten Fräulein Unannehmlichkeiten aus ihrer Gefälligkeit erwachsen, so werden wir für ihre Zukunft schon Sorge tragen. Sage ihr das nur! Wie gern würde Tante Hedwig sie als Gesellschaft und Stütze im Hause behalten, denn auf dich kann sie nun nicht mehr lange rechnen. Noch ehe es wieder Frühling wird, möchte ich dich in dein, in unser neues Heim führen.“

„Ja, ja!“ nickte Rose erröthend. „Wo du bist da bleibe ich auch. Und ich bin so froh, wenn auch das arme, alte Fräulein endlich zur Ruhe und stillen Lebensfreude kommt. Auf das Vergat des Herrn von Schulzen wird sie gern verzichten, wenn wir die Sorge für ihre Zukunft übernehmen. Mir tun nur die armen Kleinen leid, die dann niemand mehr haben!“

Brede lachte.

„Die liebende Mutter wird sie schon morgen zur Großmutter nach A. schicken und Gott danken, wenn sie die lästige Bürde los ist. Mit der alten Dame ist sie allerdings ganz auseinander, da diese ihre Zukunftspläne nicht billigt, aber für die Kinder wird Frau Tornow doch immer ein warmes Herz und offene Arme haben. — Na, siehst du, Schatz, alles ist aufs Beste geordnet. Du bekommst einen riesig praktischen Mann in mir. Doch nun schnell! Bald nach zwölf geht der Zug.“

Sie tauschten noch einen langen, innigen Kuß. Dann schlüpfte Rosemarie durch den hellerleuchteten Flurgang in das Kinderzimmer, um sich zur Reise fertig zu machen und Fräulein Rothe für ihre Pläne zu gewinnen.

Indessen trat Brede in den Gesellschaftssaal zurück und sah Thea im Gespräch mit Frau Solms-Garden am Flügel stehen.

„Ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden, gnädige Frau“, sagte er, auf sie zutretend, — mit leiser, aber scharfer Stimme. „Meine Braut sprach mir den Wunsch aus, daß sie noch in dieser Stunde Ihr Haus verlassen möchte, und ich begreife diesen Wunsch. Zugleich bitte ich, der Erzieherin Ihrer Kinder zu gestatten, daß sie meine Braut auf dieser Reise begleitet.“

Ein erkünsteltes Lachen enthielt Theas Züge, aber das beizende Scherzwort, welches auf ihren Lippen schwebte, erstarb unter Bredes verächtlichem Blick.

Ohne ja oder nein zu sagen, trat sie steif zurück, und ihre haßsprühenden Augen verfolgten Brede, bis er hoch aufgerichtet den Saal verlassen hatte.

„Es ist schade um den begabten jungen Menschen“, sagte sie mit hochmüthigem Achselzucken. „Neben dieser Frau wird er in ein paar Jahren zum Spießerbürger. Sie unterjocht ihn völlig mit ihren beschränkten Ansichten.“

Und in übermüthiger Laune wendete sie sich einer lebhaft plaudernden Gruppe von Herren zu. — — —

Am nächsten Morgen schritt der Oberförster ungeduldi im Wohnzimmer auf und ab, während Tante Hedwig den Kaffeetisch bereite und Brede mit strahlendem Gesicht und lustigen Scherzen der alten Dame dabei zur Hand ging.

„Wo das Mädel mir bleibt!“ sagte der Vater. „War doch früher solch ein Langschläfer nicht!“

Da erklangen Schritte und fröhliche Stimmen auf der Treppe.

„Heut bekomme ich den ersten Kuß!“ rief der alte Herr mit einem lächelnden Blick auf Brede und eilte seiner Tochter entgegen.

Mit Tränen in den Augen drückte Tante Hedwig Bredes Hand.

„Ich weiß am besten, was er ihrewegen gelitten hat!“ leuchtete sie. „Gottlob, daß das Kind uns wieder gehört!“

Strahlenden Angesichts trat Fräulein Rothe ein. Sie schien um zehn Jahre jünger geworden zu sein, so beglückte sie die Aussicht, in der stillen behaglichen Oberförsterei, an der Seite des lebhaften und gutherzigen alten Fräulein Wiegand ihren Lebensabend zubringen zu dürfen.

„Denke nur, Hans“, wendete sich der Oberförster an seinen künftigen Schwiegersohn, „daß sich nun doch endlich das Dunkel lichtet, welches bis über deinem Unfall am Waldsee schwebte! Der alte Tagelöhner Brand hat gestern auf dem Sterbebett ein Geständnis abgelegt, welches dahin lautet, daß er selbst in einer zornigen Aufwallung auf dich gezielt hat, weil du die Veranlassung zur Verhaftung seines ältesten Sohnes gabst. Am demselben Mittag will er auch einen abgeschossenen Rebhuhn aus dem Tannenbusch nach Hause geschafft haben, da er gerade mit einem Karren voll leerer Futterfäde am See vorbei kam und so die Gelegenheit günstig war.“

Das junge Paar tauschte einen Blick des Einverständnisses. Sie hatten beschlossen, den Vater mit der Mitteilung dessen, was Rose seit jenem Tage erlitten hatte, zu verschonen, und das Gespräch lenkte sich bald auf andere Gegenstände.

Es dauerte geraume Zeit, ehe Hans und Rosemarie sich wieder allein sahen. Der Oberförster ging in sein Arbeitszimmer, und die beiden älteren Damen wanderten durch die Wirtschaftsräume des Hauses, ganz vertieft in ein Gespräch über die nun zu beschaffende Ausstattung der künftigen kleinen Frau von Brede.

Uebrigens hatte sich Fräulein Rothe entschlossen, mit dem Nachmittagszuge wieder nach Berlin zu fahren, da es ihr widerstrebt, die ihr anvertrauten Kinder im Stich zu lassen. Für den voraussichtlichen Fall, daß Frau von Schulzen sie gar nicht wieder aufnahm, stand die Oberförsterei ihr offen.

„Nun, so ernst?“ fragte Brede, zu seiner Braut tretend, welche vor einem Nähtischchen am Fenster saß und schweigend in den winterlichen Wald hinaus sah.

„Ich dachte an jenen maienschönen Sonntagmorgen zurück“, erwiderte Rosemarie, „an welchem sich unsere Herzen fanden. Schon in der ersten Stunde unseres Glückes erschien sie, die ich unser böses Schicksal nennen möchte, um uns zu trennen, und wie wenig fehlte, dann wäre ihr abscheulicher Plan gelungen! Schon damals, als Hohenberg aus Berlin zurückkam, hätte unsere Liebe fast Schiffbruch gelitten, und niemals werde ich vergessen, was dein guter Rolf uns damals gewesen ist. Wir wollen ihm heute noch schreiben, nicht wahr?“

„Und ihn zu unserer Hochzeit einladen“, ergänzte Brede freudestrahelnd. „Er nimmt sicherlich den innigsten Anteil an unserm, jezt Gott sei Dank ungetrübten Glück.“

Forschend sah Brede in Rosemaries Gesicht, über welches ein sinnendes Nachsinnen, ein weiches Erröten flog.

„Zu Weihnachten heiratet Erila“, sagte Rosemarie und schmeigte sich traulich an die Schulter ihres Verlobten, welcher auf einem Sessel neben ihr sich niedergelassen hatte und sie liebevoll in den Arm nahm. „Ich will dir doch nun gleich einmal erzählen, wie sie zu ihrem Bräutigam gekommen ist. Es ist dies wirklich das letzte und einzige Geheimnis, welches ich noch vor dir habe, mein lieber Hans! Also — ich bin mit Gräfin Erila schon seit Jahren bekannt, und bei der ihr eigenen warmen Offenherzigkeit teilte sie mir mit, wie sie seit ihren Kindertagen ihrem Vetter gut sei, und sie darunter leide, daß er sich zum Sklaven der für leichtfertig bekannten Frau von Schulzen gemacht habe. Fritz von Hohenberg war der Hauptgegenstand jeder ihrer Briefe, und da ich in meinem Herzen damals auch ein liebes Bild trug, — ehe Brede es hindern konnte, zog Rosemarie seine Hand an ihre Lippen, — konnte ich sie nur zu wohl verstehen. Immer trüber wurden ihre Briefe, immer hoffnungsloser ihre Stimmung, und auch Fritz von Hohenberg merkte ich an, wie er litt unter seiner umfänglichen Leidenschaft für die gewissenlose Frau.“

Und so empört ich war, als wir beide, du und ich, Zeuge der Vertraulichkeit wurden, mit welcher er mit Thea verkehrte, so nahm ich mir vor, mich nicht von ihm zurückzuziehen. Ein alt gewohntes Vergnügen war's für Fritz und mich, mit ein-

ander Schlittschuh zu laufen. Dir ist es nicht fremd, daß ich gerade in diesem Winter oft auf dem Eise mit ihm zusammen war. Schließlich suchte er das Zusammensein mit mir, und ich — nun schilt mich! Ich bin eben eine Ebstochter wie alle anderen — ich benutzte diese Gelegenheit ausgiebig, um ihm in nicht allzu auffallender Weise Erikas Vorzüge immer wieder zu schildern und ihr liebes, herziges Bild in ihm frisch zu erhalten. Er ging auch mit größter Lebhaftigkeit auf diesen Gesprächsgegenstand ein und vertraute mir sogar an, daß er den Mann beneide, der dieses sonnige, unschuldige Geschöpfchen einmal sein eigen nennen würde. Daß er selbst dieser Mann sein könne, schien ihm aber leider nicht in den Sinn zu kommen. Das Frühjahr kam. Kurz, ehe wir uns unsere Liebe gestanden, mein einziger Hans, erhielt ich einen todetrüben Brief von Erila, welche mir schrieb, daß sie die Werbung eines jungen Offiziers zurückgewiesen habe, da sie Fritz oder keinen wählen würde, und daß sie dieser Weigerung wegen die bittersten Vorwürfe von Seiten ihrer Eltern erhalte. Eines Abends — es war kurz nach unserer Verlobung, saß ich auf meinem Lieblingsplätzchen auf der Gartenmauer, als ich Fritz Hohenberg sich nähern sah. Er konnte mich nicht bemerkt haben, und — einer plötzlichen Eingebung folgend — ließ ich Erikas Brief in den gräßlichen Garten flattern und eilte in unser hochgelegenes Parthäuschen, um zu sehen, wie die Sache sich weiter entwickeln würde.

Was ich erwartete, geschah. Fritz fand den Brief, besah ihn von allen Seiten, kämpfte noch ein Weilschen mit sich und las ihn dann doch, wahrscheinlich, weil sein Blick durch seinen so oft erwähnten Namen gefesselt wurde. Sein Gesicht wurde immer weicher und heller, und wieder und wieder küßte er das Blatt.

Da kam ich mit größter Unbefangenheit aus meinem Versteck hervor.

„Ach, ich muß hier einen mir sehr wertvollen Brief verloren haben“, jammerte ich, „vielleicht haben Sie ihn gefunden?“

„Allerdings“, erwiderte er und sah mich ganz sonderbar an. „Aber wer einen so wertvollen Brief verlieren kann, bekommt ihn zur Strafe nie wieder! Uebrigens“, fügte er hinzu, „fahre ich morgen früh nach Berlin. Soll ich der Gräfin Erila einen Gruß von Ihnen mitnehmen?“

Und eh' ich es mich versah, gab er mir einen Kuß, sprang über die Mauer und war im nächsten Augenblick verschwunden.

„Höre ich recht?“ drohte Brede, denn die Thränen in den Augen standen. „Er — gab — dir einen Kuß?“

„Ich konnte aber wirklich nichts dafür!“ beleuerte Rose. „Wirklich nicht! Es war auch bloß der eine einzige, der noch dazu, eigentlich der Gräfin Erila galt! Und was soll ich machen? Wieergeben kann ich ihm den doch nicht!“

„Unterließ' dich!“ lachte Brede, und nun folgte eines jener übermütigen, zärtlichen kleinen Liebesgeplänkel, welche einem dritten so wenig geistvoll erscheinen, und die beiden Beteiligten doch Zeit und Raum vergessen lassen. — — —

Drei Jahre sind vergangen.

Hans Brede hat in der Nähe von A. ein schönes altes Gut mit ausgiebiger Forstwirtschaft erworben und ein herzlicher Verkehr besteht zwischen den Familien Brede, Wiegand und Hohenberg.

Verlassen liegt das alte Jagdhaus am Waldsee. Nur durch die Tagesblätter erfährt man von den Erfolgen des jüngsten Bühnensterns — Thea von Schulzen. Ihre Kinder werden durch die Großmutter in A. erzogen, und es findet jedesmal eine stürmische Begrüßung statt, wenn sie der jungen Frau von Brede zufällig auf der Straße begegnen. Fräulein Rothe wurde damals Knall und Fall entlassen und verlebte ihre alten Tage in herzlichstem Einvernehmen mit Tante Hedwig.

Ein freudiges Ereignis war es für das Brede'sche Ehepaar, als Rolf mit seinem Geschäftsfreund zusammen Amerika wieder verließ, um in Berlin ein Bankhaus zu gründen. Er ist ihnen ein lieber und oft gesehener Gast.

Ja, Sonnenschein im Hause, und Sonnenschein im Herzen, so freuen Hans und Rosemarie sich ihres Lebens, ihrer Liebe!

Auch die Erfüllung seines kühnsten Zukunftsraumes soll Brede zu teil werde: Seine Oper wird in wenigen Tagen auf einer der ersten deutschen Bühnen erscheinen!

Ein Vermutungskropfen in diesem Freudenleib ist es jedoch namentlich für Rosemarie, daß Thea wirklich die Rolle der Mittelheldin singt.

Hans sucht sie möglichst zu beruhigen.

„Ich habe nicht das Recht“, sagte er, „die Wahl einer Darstellerin zu beanstanden, deren Leistungen so vorzügliche sind. Auch glaubst du mir wohl, mein Liebes, daß ich gegen die Verführungskünste nunmehr gefeit bin!“

An der Seite ihres Gatten wohnte Rosemarie der Hauptprobe bei, welche so glänzend verlief, daß sie selbst ihn beifallte, auf die Bühne zu eilen und den Sängern zu danken, doch zog sich Thea zurück, sobald sie ihn in ihrer Nähe erblickte.

Am nächsten Abend — zwei Stunden vor der Aufführung — lag Thea, in ein leichtes, weißes Hausgewand gekleidet auf ihrem Ruhebett. Ihre Augen glühten groß und leidenschaftlich erregt aus ihrem bleichen Gesicht. Das Wiedersehen mit Brede, welcher an der Seite des Theaterleiters fast bei sämtlichen Proben zugegen war, hatte trotz der von ihr gewählten Zurückhaltung einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht.

Angstlich klopfte ihre Jose an die Tür.

„Wollen gnädige Frau sich nicht bereit machen?“

„Rein!“ herrschte sie das Mädchen an. „Ich bin krank. Bringen Sie dieses Schreiben zum Direktor!“

Und sie händigte der Ueberraschten einen Brief ein.

Boten auf Boten kamen. Der Direktor erschien selbst.

Doch Thea verschloß ihre Tür und ließ niemand ein.

Was kummerte es sie, wenn man sie in eine hohe Strafe nahm? Der Gedanke an den peinlichen Schreck, die bittere Enttäuschung, welche sie Brede bereitere, gewährte ihr eine Befriedigung, für welche sie Jahre ihres Lebens hätte hingeben können.

Und durch wen wollte man sie ersetzen, wenn sie sich ein für allemal weigerte, ihre Rolle in Bredes Werk zu singen?

Das war ein Schlag für ihn, den er niemals überwinden würde.

Je weiter der Abend vorschritt, desto höher wuchs ihre Aufregung.

Gegen elf Uhr klingelte es noch einmal an der Tür ihrer Wohnung, und ein Schreiben wurde für sie abgegeben, welches sie hastig erbroch und las.

„Meine liebe Thea!“ lautete es. „Welchen Schreck haben Sie uns durch Ihre Erkrankung eingejagt! Minutenlang waren wir einfach fassungslos, der Direktor, Brede und ich. Dann aber kam mir ein göttlicher Einfall. Ich habe ja die Rolle mit Ihnen eingeübt, Sie kennen meine Begeisterung für Bredes herrliches Werk. Kurz, ich habe Ihre Rolle gesungen, und ich alte Frau bin wieder jung geworden dabei. Einen so glänzenden Erfolg wie heute Abend hat unser Theater noch nicht erlebt. Die Zuhörer standen vor Entzücken, und Joeben hat die kleine reizende Frau von Brede Tränen des Glückes an meinem Hals geweint. Eine Steigerung des Erfolges ist nur dadurch möglich, daß Sie bald, recht bald Ihre Rechten und Pflichten wieder übernehmen. Gute Besserung wünscht Ihnen Ihre Agathe Solms-Garden.“

Am nächsten Abend brachten sämtliche deutsche Blätter die Nachricht, daß die so vielversprechende junge Sängerin Frau Thea von Schulzen durch eine Erkältung an Kehlgangsen ihr Leben eingebüßt habe.

„Wir wollen die Ruhe ihr gönnen, die sie nun gefunden hat“, sagte Rosemarie bewegten Herzens, als Hans diese Nachricht ihr vorlas. „Sie hat es nie vermocht, über die bösen Regungen ihrer Seele Herr zu werden. Nun hat das Schicksal sie besiegt.“

„Das Schicksal“, bestätigte Brede, „und auch die Treue, mein Lieb, die wir einander gehalten haben.“

Und er küßte den kleinen zartblauen Stein, welcher noch jetzt ihre Linke schmückte.

— Ende. —

Ich muß.

Plauderei von Otto Ferdinand Eisselbt.

Hart klingt es und streng, das Wort vom „Müssen“ — und dahinter lauert ein anderes, nicht minder barsch, das Wortlein „Pflicht“. Jedes Menschen Erdentweg ist umzäumt mit Pflichten, großen und kleinen. Und schon das rechte Verstehenlernen von dem, was Pflicht ist, ist Pflicht.

Nicht träge, nicht gedankenlos darf der Mensch seine Straße ziehen. Er muß an sich arbeiten, um seine Fähigkeiten zu entwickeln und kennen zu lernen, wobei ihm die Schar der Pflichten der Erfüllung wartet. Es ist doch so, daß der Maßstab für den Umfang der Pflichten individuell verschieden ist; denn wenn nur wenig gegeben ist, von dem wird auch nur wenig gefordert werden. Aber erfüllt werden wollen sie alle, diese mancherlei Pflichten! Der forschende Geist muß eindringen in bisher unbekanntes Gebiet des vielgestaltigen Wissens, und der kraftreiche muß ringen und die Bahn ebnen, die zu neuen Menschheitszielen führt. Sie müssen — denn es ist Pflicht, ihre Pflicht! Jede Pflicht gilt im Grunde stets der Gesamtheit, die kleine wie die große. Eine Arbeit, die Nützlichendes schafft, verlangt die Menschheit als Ganzes von jedem als Pflicht. Und ist's nicht eine Arbeit, die fördernd hineingreift und offensichtlich in das Gemeinschaftliche aller, so ist's doch eine ruhige, verborgene Arbeit am eigenen Ich. Auch sie kommt dem Ganzen zugute. Arbeit ist Pflicht — Arbeit für einen Berufskreis, für den Familienkreis, für einen Volkskreis und auch für den kleinen Kreis des eigenen selbst.

Laboremus! lautet die Parole, die das Leben täglich seinen Trägern, den Menschen, ausgibt. Und wenn je von dem kategorischen Imperativ der Pflichterfüllung gesprochen werden müßte, so hätte es zu geschehen in Anwendung auf die Arbeit in ihrer gebietenden Stellung gegenüber dem Geschlechte dieser Erde.

Die beharrliche und nuthbringende Arbeit ist indessen nicht nur dem Körper von größtem Vorteil, sondern sie dient auch der steten Neubelebung des Geistes und ist dem Willen ein markvoller Ansporn. Es ist die Arbeit eine Schule, in welcher der Charakter gebildet und erzogen wird, in der er aber auch die für das Leben so notwendige Stabilität verliehen erhält. Und selbst die Arbeit ohne positiven Zweck ist unter allen Umständen noch besser als Lässigkeit und träges Säumen; denn auch sie bessert in uns und an uns, die ersten Regungen eines energiegelassen Schaffens ankündend.

In diesem Zusammenhange ist sie Pflicht — die Arbeit. Der Weg der Pflicht aber kreuzt gar oft den Weg des Kampfes. Dann erst wird sie sauer und erheischt Standhaftigkeit, Ausdauer und Opferfreudigkeit. Und dann wird es sehr leicht auch einmal Pflicht werden können, unnachlässig streng zu handeln.

Und wieder ist's Pflicht der Menschheit als Ganzes, besser, edler, vollkommener zu werden. Was würde darum die stärkste Einzelkraft bedeuten, wenn sie ihren Wert nicht als Menschheitswert aufsaßte? So ist's denn Menschheitspflicht, zuzugreifen, mitzuhelfen, anzuspornen, wenn der lauten Menge der Weg der Pflicht zu beschwerlich werden will. Ermahnen, warnen, führen — das ist vor allem die Pflicht des Starken, der das Wohl der Menschheit mit raschem Blick erfährt und weiter schaut als die Heerschar derer, die nur das Nächste sieht und blindlings ihm zulaucht. Das Pflichtgefühl aber wird nie ganz einschlafen im Menschen.

Abseits vom Wege der Pflicht, da ist's ja auch so öde und unheimlich düster. Solange das aber nicht jeder für sich erkannt hat, solange wird er auch die Pflichten, die das Leben ihm zugemessen, noch nicht freudig und willig genug erfüllen.

Die Zahl der Jahre kann nicht als Maßstab dienen für die Länge des Lebens. Es muß vielmehr der Inhalt eines Menschenlebens nach dem bestimmt werden, was in ihm an gesunder Arbeit „wirklich“ geleistet worden. Und darin liegt zugleich das Äquivalent für treue Pflichterfüllung, die hohe Würde der Arbeit, der gegenüber Stammesadel und ver-

Liebender Adel nur weislose Schemen sind. Ja — „ich muß“ — Kling, wie du willst! Das wahre Glück des Lebens bringst du mir — — so bist du meine Freude und mein Stolz.

Das stille Heldentum.

Von Dr. v. Oueist.

Wir wissen es, jeder einzelne, der da draußen in dem furchtbaren Kriege mitkämpft und mithilft, ist ein Held. Denn ein Heldentum ohne gleichen ist es, herausgerissen aus dem Beruf, losgelöst für lange von allem, was einem lieb und teuer ist, mit Leib und Leben die Grenze zu schützen, daß kein Feind durch diese lebendige Kette von Menschen-Heibern hindurchdringe. Großes und Schweres haben sie geleistet und leisten sie täglich, und diese Mühsung erfüllt uns und der heiße Drang, diesen Männern unseren Dank abstatuen zu dürfen für das, was sie für uns getan.

Viele werden gesund heimkehren, und es wird ihnen vergönnt sein, voll Glück und Borne alles das, was sie so lange entbehrten, in Besitz zu nehmen.

Aber eine nicht geringe Zahl gibt es, die wohl zwar zurückkehren, aber die da draußen ihre Glieder verloren oder den Gebrauch eines Sinnes ganz oder teilweise eingebüßt haben.

Wenn schon unsere Herzen denen warm entgegenschlagen, die gesund geblieben sind, so gehört doch unsere ganze tiefgefühlte Teilnahme jenen anderen, denn mit der Stunde, da die Kriegsbeschädigten dem täglichen Leben wiedergegeben werden, beginnt das stille Heldentum für einen jeden, das wohl keinem im Anfang erspart bleibt. Denn dieser Anfang, diese schwere erste Zeit, wo sich der Invalide noch nicht hineingefunden hat in das Unabänderliche, das ist die schlimmste, und sie kann für manchen eine Zeit der tiefsten Qual werden.

Es ist nicht leicht, plötzlich auf ein wichtiges Glied verzichten zu müssen und sich da hineinzufinden. Ueber diese schwere erste Zeit, die eine Art Stufenleiter ist, die ein jeder Kriegsbeschädigte durchmachen muß, hinweg zu helfen, die seelische Verstimmung zu heben, das ist zunächst die Hauptaufgabe der Umgebung.

Für die Angehörigen ist es nicht leicht, Trost zu spenden, wo sie selbst ja auch noch so schwer innerlich daran tragen, denn der Kummer, der ein Wesen, das einem nahe steht, drückt, quält fast mehr, als sei man selbst der Leidende. Aber es gibt doch auch für die scheinbar trostlosesten Dinge im Leben allerlei Trost; auch für das Stille, oft so mühselig zu tragende Heldentum des verletzten Kriegers fehlt es nicht an so manchem Tröstlichen, das die weise Vorkehrung dem Menschen zu eigen gab für die Beschwerlichkeiten des Lebens.

Eine solche wertvolle Mitgabe ist vor allem die heilende Kraft der Gewohnheit.

Sie wissen und glauben es ja noch nicht, daß allmählich eine Zeit kommen wird, wo ihnen die Gewohnheit zu Hilfe kommt, und sie den Verlust der völligen Gebrauchsfähigkeit der Glieder entbehren lehrt.

Mag es im Anfang auch dem Invaliden wie etwas ganz Unmögliches erscheinen, daß er jemals imstande sein könnte, den Verlust eines Gliedes im Laufe der Zeit derart verschmerzen zu können, daß er sich keiner Entbehrung mehr bewußt ist, so ist es erwiesen, daß die Vorstellung davon, wie es war, als man sich noch aller gesunden Gliedmaßen erfreute, allmählich mehr und mehr verblasst, zurücktritt und vergessen wird, und der jetzige Zustand in dem Maße das Gewohnte wird, wie die Geschicklichkeit der übrigen, gesunden Glieder zunimmt.

Daß die Leistungsfähigkeit der übrigen Glieder und Sinne steigt, wenn ein Teil verloren oder gebrauchsunfähig wurde, diese Gewähr ist ebenfalls ein großer Trost.

Wie selten im Allgemeinen der moderne Mensch ausgiebigen Gebrauch von seinen Leiden macht, davon zeugen die stets vollgepackten Straßenbahnwagen. Man schätzt eben das, was man besaß, erst, wenn man es verloren hat. Es lohnt sich wohl, diesen Umstand einem Krieger, der den Verlust der unteren Gliedmaßen beklagt, in Erinnerung zu bringen, daß zahlreiche Gesunde ihr Dasein zum größten Teil freiwillig in sitzender Lebensweise verbringen, und daß er selbst vielleicht zu diesen gehörte, so daß er sich zur Zeit nicht mal gar so viel schlechter fiele.

Es kommt eben bei allen Lebenslagen und vor allem gerade bei dem Schicksal des Kriegsbeschädigten darauf an, wie man das Leben auffaßt. Dünkt es auch manchen vielleicht recht schwer, einem vom Kriege Heimgekehrten von heiterer Lebensauffassung zu reden, von jenem Talisman, der das Düstere sonnig, das Schwärzeste weiß erscheinen läßt, von dieser köstlichen Mitgabe durchs Leben, die denjenigen, dem sie angeboren, gesittet macht gegen alles Ungemach; wohl angebracht ist es trotzdem. Wir sehen gerade in jetziger Zeit ähnliche Bilder alle Tage: Hier eine jungen blühenden Krieger, der ein Arm oder ein Bein verlor, und der trübe gestimmt, mit sich und aller Welt hadern, einhererschleicht.

Dort ein anderer, der zwar gleichfalls an der Krücke schwankt, aber er schaut mit frischen, lustigen Augen in die Welt, hat für jeden ein frohes Wort, und jeder auch für ihn.

Und wenn doch jemand, wie das zwar wohlmeinender, jedoch überflüssigerweise geschieht, glaubt, ihm sein Mitleid kund tun zu müssen, antwortet er: „Bin zufrieden, daß der Kerl überhaupt noch da ist.“ Und wem sind nicht schon Schwervergeprüfte begegnet, die eine Seelengröße besitzen, sich zu einer inneren Harmonie durchgerungen, um die man sie beneiden könnte?

Man kann wohl sagen, zum nicht geringen Teil hat die Umgebung das Schicksal des heimgekehrten kranken Kriegers in der Hand; darum ist es gut, zu sorgen, daß unser eigenes Herz und Gemüt heiter sei, daß wir abgeben können von diesem Reichtum an sie alle, die sich in ihrem stillen Heldentum daran wärmen, stärken, aufrichten sollen.

Große Prachtschiffe der Vorzeit.

Hiero von Syrakus hatte eine besondere Vorliebe für Schiffbaukunst, und ließ u. a. ein Schiff bauen, welches hinsichtlich seiner Größe und Pracht seinesgleichen suchte. Das Holz zu diesem Schiffe wurde vom Aetna geholt, welcher auch die beiden kleinen Masten lieferte; der dritte, größte Mast wurde aber von England herübergeschafft. Dieses ungeheure Schiff hatte drei Stockwerke; wunderschöne Mosaiken, das Leben Homers und Szenen aus der Iliade darstellend, bildeten die Fußböden. Es befanden sich auf diesem Schiffe sogar mehrere Tempel und verschiedene Bäder. Der Saal der Venus war mit Achat gepflastert, die Säulen waren von Elfenbein, an den Wänden standen Baken und Statuen. Auch ein Garten war angelegt, der Laubengänge von Epheu und Wein enthielt, und durch Springbrunnen von süßem Wasser bewässert wurde. Der Bibliotheksaal war von Buchsbaumholz, in der Kuppel desselben waren die Sternbilder dargestellt, welche zur Zeit der Abfahrt des Schiffes am Himmel standen. Im untersten Stockwerke befanden sich zehn Pferde in einem großen, lustigen Stalle, die Knechte hatten ihre Wohnungen über denselben. Außer einem Fischbehälter mit Meerwasser konnte das Schiff noch 60 000 Liter Wasser fassen. Küchen und Bädereien schwammen in kleinen Türmen zu beiden Seiten des Schiffes. Acht große Türme mit allen möglichen Verteidigungs- und Belagerungsmaschinen, unter denen auch die des Archimedes sich befand, welche einen Stein von drei Fentnern eine Stadien weit schleuderte, erhoben sich über das oberste Verdeck, welches von zwei Reihen Rathyriden getragen wurde.